

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 114 (1948)

Heft: 5

Artikel: Armee und Staatsumwälzung

Autor: Schorer-Laforêt, Edgar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-21112>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Armee und Staatsumwälzung

Von Edgar Schorer-Laforêt

2

3. Rückblick auf die neuere Geschichte

Friedrich Engels, der Mitbegründer des modernen Sozialismus und einer der anregendsten Revolutionstheoretiker, nennt den deutschen Bauernkrieg eine «Revolution ungeheueren Ausmaßes».¹ Der dem Görreskreis angehörende, hochkonservative Historiker Edmund Jörg gelangt zu einem ganz ähnlichen Urteil, nennt er ja den Bauernkrieg einen großen Revolutionssturm, eine wuchtige Umwälzung.² Es war viel mehr dahinter als ein bloßer Akt der Verzweiflung und die Ähnlichkeit mit den Vorgängen in Rußland während der Jahre 1917–1921 ist oft geradezu frappant.

Für das hier erörterte Problem des Zusammenhanges von Armee und Revolution ist gerade der Bauernkrieg aufschlußreich. Er war nämlich einer der elementarsten, spontansten Umsturzversuche, welche die Geschichte kennt. Organisatorisch lag eine geradezu unglaubliche Mangelhaftigkeit vor; die Ausrichtung war eine spezifisch soziale im Sinne der Zusammenarbeit des verarmten kleinen Landadels (z. B. Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Götz von Berlichingen, Georg von Freundsberg), Bauernvolk und der unteren Schicht innerhalb des aufblühenden städtischen Gewerbes.

Stehende Heere, im modernen Sinn des Wortes, gab es damals auf deutschem Boden noch nicht. Die Einführung der Feuerwaffen drängte den kleinadeligen Reiterdienst mehr und mehr zugunsten des unter den Bauern angeworbenen Fußvolkes zurück. Die vielen Kriege lasteten in jeder Hinsicht auf dem Lande und machten daselbst Heeresdienst und Kriegsführung verhaßt.³

Daß die bestehende Ordnung im Wehrwesen, daß der technische Fortschritt in der Bewaffnung, daß das Übermaß an Fehden zu Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts revolutionsbegünstigend, ja sogar direkt revolutionshervorbringend gewirkt hatten, kann nicht bestritten werden.

Es handelt sich aber nicht um eine geschlossene, durchorganisierte und zielbewußte Revolution, als vielmehr um eine Gesamtbewegung, die bald da bald dort, sich in einem Umsturz der bestehenden Ordnung äußerte.

Im Ablauf des revolutionären Geschehens standen sich hochadelige und landesherrische Gefolgschaftsheere sowie Söldnerheere einerseits, Heer-

¹ Gesamte Werke von Marx-Engels, III. Bd., S. 674.

² J. E. Jörg, Deutschland in der Revolutionszeit von 1522 bis 1526, Freiburg i. B. 1851, S. III, IV, 1.

³ Jörg, zit. W., S. 49, und H. Brandt, Der große Bauernkrieg.

haufen der Bauern und des städtischen Proletariates – eine Art primitiver Miliz – andererseits gegenüber. Daß Soldaten aus dem Volksheere zu den Adeligen überliefen, kam sozusagen nie vor, dagegen war die unbeabsichtigte Fahnenflucht, das einfache Davonlaufen, sehr häufig. Die Truppen des Reiches, der Landesherren und der Städtebünde hielten meistens auch stand. Bei ihnen war die Versuchung, abzufallen, viel intensiver, denn ein beträchtlicher Teil des Fußvolkes bestand aus Bauernknechten, die Soldzahlung war lange nicht immer regelmäßig erfolgt, die Disziplin mitunter unnötig schroff. Das viele Umherziehen, die verhältnismäßig rasche Herbeiführung der Entscheidung, die davongetragenen Waffenerfolge und die reichliche Beute verhüteten allermeistens den Übertritt zu den Revolutionären (propter severitatem disciplinae ac motum quasi perpetuum, meint schon eine Schrift aus der Zeit, die anonym erschienen war).

Die Umstürzler verfügten über todesmutige, opferbereite, zum Teil zahlenmäßig sehr ansehnliche Heereskörper. Tüchtigkeit kann gewissen Führern nicht abgestritten werden (z. B. Florian Geyer, Ulrich von Hutten), aber es fehlte an Unterführern, an der Hierarchie und straffen Zusammenfassung der Führung überhaupt. Die Bewaffnung der Bauern war zum mindesten in Süddeutschland keineswegs auf der ganzen Linie schlecht. Doch was nützen Geschütze, wenn niemand da ist, der sie zu bedienen weiß, und was nützen Kanoniere, wenn die Munitionsvorräte schon nach einer Stunde erschöpft sind?

Die bestehende Ordnung erweist sich auf die Dauer als die stärkere. Wohl gelingt es den Bauern in weiten Gebieten die «Neue Ordnung» einzuführen, wohl sinken zahlreiche Burgen und Schlösser in Schutt und Asche, wohl unterhandeln Fürsten und Klöster mit den Bauern und machen großzügige Zugeständnisse, jedoch bleibt das alles ohne Dauerwirkung, weil keine bewaffnete Überlegenheit dahintersteht.

Einige Jahre früher hatte sich in Spanien eine revolutionäre Bewegung ausgebreitet, die teilweise ganz moderne Züge aufweist und viel zu wenig Beachtung fand: das Movimiento de las comunidades, von einigen Historikern auch Bewegung der Comuneros genannt.¹

Die Initiative lag bei den Städten. Ihr Träger war das gewerbliche Kleinbürgertum und das Proletariat der Hafenstädte in Aragonien (Valencia, Tarragona, Barcelona), wo sich schon zahlreiche Manufakturen der Textilbranche befanden. Die Seeleute waren auch daran beteiligt.

¹ A. Conrady, Geschichte der Revolutionen, Berlin o. Z. I. Bd., S. 14 ff., sowie O. Rühle, Die Revolutionen Europas, Dresden 1927, I. Bd., S. 108, und Höfler, Der Aufstand der spanischen Städte gegen Kaiser Karl V, Prag 1876.

Das auslösende Moment der Bewegung bildete eine drastische Steuererhöhung. Sie sollte Mittel zu militärischen Zwecken beschaffen. Die Entdeckung Amerikas erforderte solche. Aber seitdem der spanische Erbfeind, der Araber, aus dem Lande gewiesen war, machte sich eine gewisse «Militärmüdigkeit» bei der Bevölkerung geltend.

Das Großbürgertum, ja sogar ein Teil des Adels stützten anfänglich die Bewegung. Während des Jahres 1519 drang sie vielenorts erfolgreich durch. Es wurde eine heilige Liga oder Junta der Städte gegründet, ein Kongreß von Volksvertretern nach Avilla einberufen. Anfänglich machte der König Zugeständnisse, und war es auch nur, um Zeit zu gewinnen, ein Heer aufzustellen und gegen die Revolutionäre ins Feld führen zu können.

Die Entscheidung fiel auch wirklich in der großen Schlacht von Villalar zugunsten der Royalisten aus (23. April 1521), mochte das aufständische Bürgerheer, von den Adeligen de Padilla und d'Avalos befehligt, in mehreren Gefechten gesiegt haben. Karl V. hatte die Gefahr des Übertritts seiner eigenen Truppen zur Revolution eingesehen und die spanischen Heere reichlich mit fremden Söldnern durchsetzt. Außerdem war es ihm gelungen, Zwietracht im gegnerischen Heere zu säen. Nach der Schlacht von Villalar unterwarfen sich alle Städte bis auf Toledo und Valencia. Aber noch ehe das Jahr 1522 angebrochen war, hatten auch sie und die Insel Mallorca die Waffen niederlegen müssen. Die nicht nur politisch, sondern auch sozial weitgehende revolutionäre Bewegung war schließlich an der militärischen Übermacht der bestehenden Ordnung zerschellt.

Wirkte die Armee auf die Entstehung der englischen Revolution von 1641 ein? Ein gründlicher Kenner der Geschichte wird das kaum bestreiten können. Das britische Königreich konnte damals die Einrichtung eines stehenden Heeres nicht, sonst hätte die Auseinandersetzung zwischen Krone und Parlament sicherlich einen anderen Verlauf genommen. Das im Kriegsfall ausgehobene Heer unterstand dem König. Seit Menschengedenken war das eine seiner wichtigsten Prärogativen.¹

Nun trug das englische Heer und die Flotte nicht wenig dazu bei, das Ansehen des Monarchen zu schmälern und ihn unbeliebt zu machen. Der Krieg mit Spanien, der Krieg mit Frankreich, der Krieg gegen das aufständische Schottland waren ohne Ruhm oder Erfolg ausgegangen. Die Einquartierung heimgekehrter Soldaten vor der endgültigen Entlassung in den Privatwohnungen der Bürger hatte besonders in den Städten viel böses Blut erregt. Die Anwerbung von 1000 deutschen Reitern zum Schutze der

¹ Th. B. Macaulay, Geschichte Englands, dt. von Beseler, Braunschweig 1868, I. Bd., S. 88.

öffentlichen Sicherheit wurde von den entlassenen und brotlos gewordenen Soldaten und niedrigen Offizieren als Undank und Ungerechtigkeit empfunden, so daß sie zu eifrigen Propagandisten gegen die Monarchie wurden.¹ Sie wiegelten die Matrosen in den Hafenstädten und die Lehrlinge und Gehilfen in den gewerbereichen größeren Städten auf.

Steuern mußten vor allem für die Armee gezahlt werden, entweder für ihren Unterhalt oder für die Abtragung von Kriegsschulden. Obwohl die Abgaben sehr gering waren, wurden sie immer wieder gegen die Krone ins Feld geführt. Das Geld war verhältnismäßig knapp und die aufblühende Wirtschaft bedurfte seiner in hohem Maße. Der englische Bürger war noch kaum ans Steuerzahlen gewöhnt. Obwohl Karl I. das Schiffsgeld ausschließlich für die Flotte verwandte, sparsam und gewissenhaft damit umging, benützten die Häupter der Freiheitspartei diese Militärausgaben, um beständig den Unmut der Bürger wachzuhalten, durch Steuerverweigerungen Konflikte zu provozieren; geringe Mißstände, die sich vor Jahren bei den Truppen ereignet hatten, wurden ausgeschlachtet, maßlos übertrieben, als Vorwand benutzt, um den königlichen Machtbereich stufenweise immer mehr, bis zur völligen Auslöschung, einzuschränken.²

Man wird wohl Maitland zustimmen müssen, daß auch der Ausbruch der Revolution durch die Frage: Wer befiehlt dem Heer? herbeigeführt wurde. Das Parlament hatte den entscheidenden Schritt gewagt, das letzte und vielleicht bedeutsamste königliche Vorrecht, die Gewalt über das Heer, an sich zu reißen, und zwar nach der rechtlichen wie nach der effektiven Seite hin. In einem Gesetz bestimmte das Parlament, daß die Ernennung der Offiziere und Gouverneure der Festungen und Häfen von nun an von ihm erfolge, nicht mehr vom König. Karl I. verweigerte konstant seine Zustimmung. Das Parlament war übrigens schon viel weiter gegangen. Es hatte Skippon zum Generalmajor der Miliz von London ernannt, eine sehr starke Parlamentswache bestellt, die Befehlshaber der wichtigsten festen Plätze Englands abgesetzt und durch Leute, die ihm ergeben waren, ersetzt (z. B. Goring in Portsmouth, John Hotham in Hull). Es wurde durch Gesetz verboten, anderen Befehlen als denjenigen der beiden Häuser nachzukommen.³

Die Bemühungen Karls I., einen Ausgleich zu finden, schieden aus. Das Schwert allein konnte die Entscheidung bringen. Die Flotte stand auf der

¹ Ebenda S. 107/108.

² David Hume, *Histoire d'Angleterre*, trad. par Campenon, Paris 1839, V. Bd., S. 22, 28, 53.

³ Ebenda S. 91, 143, 144, 188.

Seite des Parlaments, ebenso die Milizen der meisten Städte. Das Unterhaus ordnete an, daß ein großes Heer ausgehoben werde. Den Söldnern wurde ein Sold bezahlt, der den Arbeitslohn der großen Masse des Volkes beträchtlich überschritt. Die Staatskrise legte den blühenden Außenhandel lahm. Für viele Gehilfen und Gesellen wurde der Eintritt ins Parlamentsheer zum Mittel der wirtschaftlichen Existenzsicherung. Frühere Offiziere, ehemalige Soldaten, die in fremden Diensten gestanden, schlossen sich begeistert an.¹

Auf Seite des Monarchen stritt der Hochadel und ein Teil der Bauernschaft, der ihm Gefolge leistete. Monatelang und jahrelang rangen die beiden Heere miteinander, bis Cromwells Siege die endgültige Entscheidung zugunsten der Revolution herbeiführten. Von beiden Seiten wurden fortgesetzt Versuche unternommen, die Truppen des Gegners zu unterwöhlen, zum Überlaufen zu bewegen. Cromwell war nicht bloß ein überlegener Reiterführer, er war auch ein feiner Psychologe.

«Die überragende Tatsache bleibt, daß Cromwell dort niemals versagte, wo der Soldat in Frage kam.»² Die Disziplin war in beiden Heeren schlecht, die Befehlsgewalt uneinheitlich. Aber während der König immer die gleichen Fehler beging, lernte und verbesserte sich das Parlamentsheer.

Cromwell bildete eine Kerntruppe von Propagandisten aus. Sie ähnelten in mehr als einer Hinsicht den politischen Kommissären bei den bolschewistischen Truppen. Diese Agenten Cromwells lebten mit den gemeinen Soldaten zusammen, gaben das gute Vorbild, predigten und begeisterten, überwachten und spionierten auch aus, nahmen Klagen entgegen, vertraten die Interessen des gemeinen Mannes gegenüber den Offizieren.³

So sehen wir: die große englische Umsturzbewegung ist in ihrem Entstehen vom Heereswesen beeinflußt, sie wird durch den Kampf um die Befehlsgewalt aktualisiert, sie erringt mit dem militärischen Sieg auch ihren endgültigen politischen Sieg. Es ist die neue Armee, welche die Ordnung gegen alle gegenrevolutionären Anstrengung erfolgreich verteidigt.

Die spanische Umsturzbewegung von 1520 und der Bauernkrieg trugen weitgehend soziales Gepräge. Die englische Revolution von 1641 war in erster Linie ein politischer Machtkampf gewesen. Die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung entspricht einem anderen Typus: es ist eine nationale Revolution.

Die bewaffneten Streitkräfte trugen zu ihrem Entstehen mehr bei als

¹ Maitland, *A Constitutional History of England* (reprinted), Cambridge Univ. Press, S. 326, 327, 329.

² Macaulay, zit. W., S. 117, und Hume, zit. W., S. 121.

³ H. Belloc, *Oliver Cromwell*, Einsiedeln 1936, S. 113.

gemeinlich vermutet wird, das ist das Ergebnis der neuesten Forschung amerikanischer Gelehrter (z. B. Davidson, Bemis, French, Guedalla, Jameson, Morris).

Die unglücklichen Expeditionen gegen die Franzosen und die Indianer (z. B. die Braddock'sche) hatten das Ansehen des britischen Berufsheeres nicht wenig herabgesetzt. Der englische Plan, ein stehendes Heer von 10 000 Mann in den nordamerikanischen Besitzungen zu belassen, stieß auf allgemeinen Widerspruch. «Der britische Alarmruf bezüglich der Sicherheit der Kolonien ließ die Amerikaner kalt. Sie wiesen darauf hin, daß kein stehendes Heer in Britisch-Amerika unterhalten wurde, solange Frankreich im Besitz von Kanada und Louisiana gewesen ist». ¹ Nachdem es nun diese Stellungen an England abgetreten habe und damit auch die rebellischen Indianer ihre letzte Stütze eingebüßt hätten, drohe den Kolonien überhaupt kein Feind mehr. Ein Angriff von außen könnte nur durch die Flotte abgewehrt werden. Die britische beherrsche aber das Weltmeer. Infolgedessen könne ein stehendes Landheer nur überflüssig oder gefährlich sein. «Es ist zwar richtig, daß britische Truppen dem guten Geschäftsgang von Vorteil wären. Sie brächten Metallgeld ins Land, sie würden die Ernteüberschüsse des Farmers aufzehren, sie wären gute Verbraucher für Kornbranntwein. Darüber hinaus würden die britischen Offiziere das gesellschaftliche Leben in den Kolonialstädten bereichern...» ² Aber die amerikanischen Puritaner zogen genügsame, arbeitswillige Männer und züchtige Frauen vor.

«Die Amerikaner wandten sich vor allem deswegen gegen die Gegenwart umfassender britischer Truppenbestände in Nordamerika, weil sie einem stehenden Heer abgeneigt waren und fürchteten, eines Tages aufgefordert zu werden, für den Unterhalt der Truppen bezahlen zu müssen. Einige Kolonisten glaubten sogar, die britische Regierung würde das Heer dazu benützen, unliebsame Parlamentsgesetze die Gurgel herunterzuwürgen, nicht aber um äußere Feinde von den Kolonien fernzuhalten». ³ Leider mußten sie bald erkennen, daß ihr Argwohn nicht ganz unbegründet war. Der letzte Krieg hatte die Schulden Englands derart vermehrt, daß man daran dachte, die Kolonien an der Verzinsung und Abtragung teilhaben zu lassen.

Daß höhere Militärs (z. B. Oberst Barré) sich in rein politische Fragen mischten und die geplante, widerrechtliche Besteuerung der Kolonien durch das Mutterland befürworteten ⁴ erregte sehr viel Unmut. Die nordamerika-

¹ Vgl. Fritz Hönig, *Oliver Cromwell*, Berlin 1887, bes. Bd. I.

² John C. Miller, *The Origins of the american revolution*, London 1945, S. 61.

³ Ebenda S. 61/2.

⁴ Ebenda S. 63.

nische Revolution wurde nicht zuletzt als Abwehr gegen ein stehendes Heer und die sich daraus ergebenden Finanzlasten vollzogen.

Zwischen britischen Truppen und einheimischen Bewohnern kam es Jahrelang zu beständigen Zwischenfällen. Die 1768 neu in Boston angekommenen Regimenter wurden nicht gewohnheitsgemäß in Kasernen und Lager untergebracht, sondern bei den Bürgern der Stadt einquartiert.¹ Die gegenseitige Abneigung war groß. Die Bewohner Bostons galten den englischen Offizieren und Soldaten als ungebildete «Halbwilde», während die Amerikaner im Besatzungsheer nicht bloß eine Verletzung ihrer Würde und Freiheit erblickten, sondern auch einen Haufen gescheiterter Existzenzen sahen. Die Soldaten und die Zivilisten waren von gegenseitigem Mißtrauen erfüllt. Jeder glaubte, der andere wolle einen Gewaltstreich vornehmen.²

Unter diesen Bedingungen war es nicht verwunderlich, daß auch der Ausbruch des offenen und gewaltsamen Kampfes aus dieser Spannung von Berufsheer und einheimischer Bevölkerung hervorging. Die Amerikaner hatten einige Militärvorräte in Sicherheit gebracht und da und dort Depots von Waffen und Munition für ihre Miliz angelegt. Die britische Kolonialregierung versuchte nun sich eines dieser Depots zu bemächtigen. Dabei kam es zum ersten Zusammenstoß zwischen Heer und Miliz, denn der geplante Überfall war nicht geheim gehalten worden. Der Befehl zum Schießen wurde von keiner Seite her erteilt, aber britische Soldaten hatten damit begonnen.³

Der weitere Verlauf wird wesentlich von militärischen Tatsachen bestimmt. Amerika selbst wies genau so wie England zwei Parteien auf, so daß neben dem Freiheitskrieg eigentlich ein Bürgerkrieg daherlief. Wer unter den Kolonisten zu England stand – die Königstreuen oder Loyalisten – kämpfte gegen die Patrioten, die ein freies, unabhängiges Amerika erstrebten.⁴ Aber auch in England gab es zwei Parteien: manche verweigerten den Kriegsdienst gegen Amerika, weil sie diesen Krieg als ungerecht ansahen (z. B. der Graf von Effingham, der vor dem Parlament erklärte: «Wenn sich die Pflichten eines Bürgers und eines Soldaten widersprechend

¹ Ebenda S. 85/6. Botta schreibt: «E che necessità di voler tenere un esercito in America, al quale gli Americani abbiano a far le spese? Buoni frutti in verità aver già partorito quest'apparato militare! Gli animi inrotrositi, cambiate la benevolenza in odio, la fedeltà in desiderio di cose nuove». (Storia della guerra di indipendenza degli Stati Uniti di America, Mailand 1820, I. Bd., S. 51.)

² Botta, zit. W., I. Bd., S. 162/3.

³ Miller, zit. W., S. 210.

⁴ Albert Pfister, Die amerikanische Revolution, Stuttgart-Berlin 1904, I. Bd., S. 254 ff.

gegenüberstehen, so glaube ich mich stets verpflichtet, den Charakter des Soldaten vor demjenigen des Bürgers zurücktreten zu lassen, um beide umso inniger zu vereinigen, wenn durch die Böswilligkeit unserer Feinde eine wirkliche Gefahr beide miteinander verschmelzt»). Sogar einfache Soldaten verweigerten den Kriegsdienst gegen Amerika.¹

Unerhört waren die Schwierigkeiten, denen der General der amerikanischen Freiheitsrevolution gegenübergestellt war. Jeder andere als Washington wäre entmutigt worden. «Was er vorfand, ähnelte mehr einem Mob als einer regulären Armee».² Offizierskader waren keine vorhanden, es gab keine Quartiere und keine Intendanturen. In Laub- und Indianerhütten, ohne Schlafdecken und Bettzeug, hungernd und frierend, ohne Sanitätsdienst, ohne genügende Bewaffnung, mit Munition für kaum zwei Tage ausgestattet mußte das Freiheitsheer jahrelang sich durchmanövriren, bis die immer reichlichere französische Waffen- und Mannschaftshilfe den Endsieg brachte. In der Entscheidungsschlacht von Yorktown kämpften neben 2000 Soldaten Washingtons 9000 Mann Landtruppen Ludwigs XVI. und 19 000 Angehörige der französischen Marine.³ Aber auch die englischen Heere waren durch ausländische Hilfs- und Söldnertruppen immer wieder aufgefüllt und verstärkt worden.

«Wir sehen uns gezwungen, die eine Hälfte der Armee dazu zu gebrauchen, um die andere wieder einzufangen» (Washington). Selten gingen Revolutionstruppen zum Feinde über, aber als Bauernsöhne konnten sie der Versuchung kaum widerstehen, wenigstens zur Zeit der Aussaat und der Ernte heimlich das Heer zu verlassen. «Solch einen Mangel an Gemeinsinn, solch einen Tiefstand militärischer Tugenden, solch eine wilde Spekulation und einen solchen Handel mit Effekten und solch eine Raffiniertheit, in der gemeinsten Weise Vorteile für sich zu gewinnen ... habe ich niemals bisher gesehen...» (Washington). Zudem mischte sich der Kongreß immer wieder in reine Armeeangelegenheiten hinein, was die Bewegungsfreiheit und Durchschlagskraft Washingtons ungemein beschwerte.

Die amerikanische Revolution siegte, weil es ihre Heere taten. Auch hier steht die überragende Bedeutung des militärischen Faktors außer Zweifel. Es war aber weniger die materielle Seite als der Mut und die geistigen Fähigkeiten, welche dem Heer den Sieg verschafften.

¹ David Ramsay, *The History of American Revolution*, Trenton 1811, I. Bd., S. 118 ff., 221 ff.

² G. O. Trevelyan, *The American Revolution*, New York 1899, III. Bd. S. 202, 208, 203.

³ Carl F. Wittke, *George Washington und seine Zeit*, Bremen-Leipzig 1933, S. 40.

In den Augen vieler Geschichtswissenschaftler ist die französische Revolution der Prototyp der Revolution überhaupt. Diese Betrachtungsweise ist natürlich unhaltbar.

Unter den mehr als 40 000 Veröffentlichungen, die gesamthaft der französischen Revolution gewidmet wurden, befindet sich keine, die auf irgendwie befriedigende Weise die «militärische» Geschichte der Bewegung aufzeigen würde. Es scheint, daß die Armee in der Revolutionsgenese eher eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Es war zwar zu häufigen Zusammenstößen zwischen Truppen und Manifestanten während der Monate Mai und Juni 1789 gekommen, es gärte schon längst im Heere selbst und die 800 Millionen Livres, die Ludwig XVI. für die Freiheit Amerikas aufgewandt hatte, lasteten unerhört schwer auf den französischen Finanzen.

Als jedoch der Kampf zwischen der alten und der neuen Macht akut wurde, erlangten die bewaffneten Streitkräfte eine geradezu überragende Bedeutung. Um das einzusehen, müssen wir uns die damalige Situation vor Augen führen. Es gab damals noch keine Miliz, sondern nur ein reichlich gegliedertes Berufsheer (Gardes de manche, Gardes françaises, Cuirassiers du Roi, Carabiniers, Dragons, Troupes de Ligne, Gardes du Corps, zu der sich noch die neugeschaffene Garde de L'Assemblée française gesellte). Daneben taten noch fremde Truppen Dienst (die Schweizergarde als mehr persönliche Truppe des Monarchen, deutsche, österreichische, böhmische, ungarische Söldnertruppen als Bestandteile des Heeres).

Daß zwischen den einheimischen und den fremden Truppen nicht immer das beste Einvernehmen bestand, braucht zum mindesten für die Friedenszeit nicht wunder zu nehmen. Die fast ausschließlich dem niedrigen Adel entstammenden Gardes du Corps standen in schroffem Gegensatz zu den viel demokratischeren Gardes françaises. Die Schweizer Regimenter vertrugen sich nicht gerade sehr gut mit den österreichischen oder preußischen. Die fortgesetzten Gunstbezeugungen Ludwigs XVI. gegenüber den Schweizern fachten die verborgenen Glüten des Neides und Hasses noch an. Ohne diese offenkundigen Gegensätze der Soldaten und Offiziere läßt sich die «militärische» Geschichte der ersten Revolution in der Revolutionskette, die mit 1789 ihren Anfang nimmt, nicht verstehen.

Die Macht des Königtums ruhte auf der Armee. Diese Macht galt es zu brechen. Das gelang den Führern der Revolution nur dadurch, daß sie ein revolutionäres Heer schufen und das Gleichgewicht der Kräfte der bewaffneten Macht herstellten, indem sie das Berufsheer spalteten, unterwühlten, für sich gewannen. Die Idee der Volksbewaffnung wurde von einem Geistlichen, Abbé Fauchet, in der Wählerversammlung vom 25. Juni 1789 zum erstenmal öffentlich vorgebracht. Der Shakespeare-Übersetzer

Bonneville hielt in einer ähnlichen Wählersammlung am gleichen Tag eine Rede über die besten Mittel, die Macht des königlichen Heeres lahmzulegen. Er stellte den Geheimgesellschaften die Aufgabe, sich in vermehrtem Maße der Armee, besonders der Offiziere, anzunehmen. Man müsse auch die schwachen Stellen der Heeresorganisation ausfindig machen und dort mit aller Kraft einsetzen. Ein altes französisches Gewohnheitsrecht, das später sogar legale Sanktion erhalten hatte, gestattete es Soldaten aus dem Bürgerstande nicht höher als bis zum Range eines Unteroffiziers aufzusteigen. Das war ein sensibler Punkt, den es auszunützen galt. Das gutgehende Gewerbe zahlte immer höhere Löhne. Vor Jahren noch stand der Tageslohn eines Arbeiters weit hinter dem Sold eines Soldaten zurück. Nun hatten beide sich ausgeglichen und der Lohn begann schon den Sold zu übertreffen. Das war ein anderer neuralgischer Punkt.

Die Gegner der bestehenden Staatsordnung wandten sich an die Unzufriedensten unter den französischen Soldaten. Das waren in der Zeit, die der Revolution unmittelbar voranging, zweifellos die Gardes françaises. Sie bewohnten mit ihren Familien die Hauptstadt, sie rekrutierten sich aus dem Proletariat der damaligen Zeit. Ihre Besoldung war bescheiden und das Leben wurde immer teurer, weil die Preise stiegen. Die Zahl der Offiziere, die dem Adel entstammten, war im Verhältnis zur Mannschaft über groß. Man hatte die Truppenbestände aus Ersparnisgründen abgebaut, so daß es in einigen Kompagnien 3 bis 5 Mann auf den Offizier traf. Die Versuchung zu unnützen Schikanen war infolgedessen ziemlich groß.

Die Regierung wollte verhüten, daß die allgemeine Unruhe und der Geist der Auflehnung auf die bewaffnete Macht übergreife. Sie befahl daher den Truppen, unter sich zu bleiben. Die Revolutionsträger wandten sich daraufhin an die Frauen der Gardes françaises. Sie luden sie ins Palais-Royal zu allerhand Festen und Belustigungen ein, deren Tendenz nur zu deutlich hervortrat. Vereinzelt und versteckt brachten die Frauen ihre Männer mit, Aus Furcht vor einer möglichen Bestrafung, im Falle der Entdeckung. schlossen sich die Soldaten immer enger der Bewegung an, um wenigstens von dieser immer mächtiger werdenden Seite eine Stütze zu erfahren.

Das in homöopathischen Dosen verabreichte «Gift» begann zu wirken. Es kam zu vereinzelten Fällen offenkundiger Auflehnung gegen die Offiziere. Ein Oberst sah sich darauf veranlaßt, elf Soldaten ins Gefängnis werfen zu lassen. Dieser Anlaß kam dem Palais-Royal höchst erwünscht. So bot sich Gelegenheit, als Beschützer der Soldaten aufzutreten und sie zu gewinnen.

Dort anwesende Müßiggänger aller Art – vom Bettler bis zum sensationslustigen Kleinadeligen – wurden belehrt, daß ein Oberst den Soldaten

befohlen hatte, auf die versammelten Volkshaufen zu schießen. Als sich die Gardes geweigert hätten, ihre Brüder niederzuknallen, hätte man sie in den Kerker geworfen. Es sei nun Sache des Volkes, sie sofort daraus zu befreien. Am frei erfundenen Gerücht eines Schießbefehles auf das Volk war gar nichts wahr, aber das Mittel diente vorzüglich dem Zweck der Aufhetzung.

Plötzlich erscholl mächtig der Ruf: «Zur Abbaye! Zur Abbaye!» Aus diesem Gefängnis wollte man die Soldaten befreien. Nur wenige entschlossen sich, mitzugehen. In der Furcht aber, die Sache könne daneben gehen und dann üble Folgen zeitigen, rissen die wenigen unterwegs immer mehr Sensationslustige mit. Die wildesten Gerüchte wurden verbreitet. Der Menschenstrom schwoll immer mehr an und betrug annähernd 4000, als man zur Abbaye kam. Die Türen wurden mit Äxten eingeschlagen, die vergitterten Fenster mit Eisenstangen aufgebrochen. Nicht bloß die elf Soldaten, alle Gefangenen wurden befreit, im Triumph durch die Stadt zum Palais-Royal geführt.

Bald darauf wurde ein Soldatenfest abgehalten, in dessen Mittelpunkt die elf standen, die den Gehorsam verweigert hatten. Dragoner, Husaren, Garden strömten herbei. Das verführerische Schlagwort von der «Brüderlichen Einheit der Soldaten und des Volkes» fiel. Versailles bekam Angst und rief einige Regimenter fremder Truppen herbei. Diese Unklugheit war Wasser auf die Mühlen der Königsgegner.

Mirabeau erfaßte die Situation und schlachtete sie in gewandter Rede in der Nationalversammlung aus. Ludwig XVI. habe wahrscheinlich ein so schlechtes Gewissen, daß er fremden Schutzes bedürfe. Entweder verachte er die eigenen Soldaten und halte sie für unfähig, ihn zu verteidigen, oder traue ihnen nicht und glaube, sie würden ihren Treueeid brechen. In beiden Fällen aber mache er sich unwürdig, durch französische Soldaten verteidigt zu werden. Kaum war die Rede gehalten worden, da war sie auch schon gedruckt. Auf Flugblättern wurde sie massenhaft Soldaten in die Hände gedrückt.

Die oberste Heeresleitung befand sich im Zustand weitgehender Desorganisation. Der frühere Kriegsminister war ausgeschieden und de Broglie, ein 71jähriger Greis, an seine Stelle getreten. «Il s'agitait beaucoup sans agir» meint Michelet.¹ Ein Ausschuß wurde bestellt, die Offiziere von Paris in eine Liste eingetragen, ein Verteidigungsplan von Versailles ausgearbeitet. Das geschah nicht ohne Grund, denn «es gärte mächtig in Paris, in Versailles und in den Provinzen, die durch die Briefe ihrer Vertreter, die öffentlich

¹ Ebenda S. 43, 50, 41, 20, und Curtis, The British Army in the American Revolution (Yale historical publications), S. 16—21, 89, 96, 126/7, 101/2.

verlesen wurden, über die Ereignisse regelmäßig auf dem laufenden waren».¹ Bezenval, der auf dem Champs de Mars 5000 Mann stehen hatte, erhielt strikten Befehl, das Blutvergießen um jeden Preis zu vermeiden.²

Die Zersetzung des Heeres war schon weitgehend gediehen, als das Revolutionskomitee an die schlagartige Verwirklichung einer Volksbewaffnung ging. Necker hatte demissioniert. Das bedeutete Unheil für die Finanzen. Die Börse erlebte einen wahren Sturz. Gerüchte eines baldigsten Staatsbankrottes wurden herumgeboten.³

Der brotlose Advokat und nicht untüchtige Journalist Camille Desmoulin befand sich gerade mit Gesinnungsfreunden im Kaffee de Foy, als die Kunde von der Abreise Neckers dorthin gelangte. In einem Brief nach Hause schildert er selbst, wie er, einem «Mot d'ordre» folgend, vom Kaffee zum Palais-Royal geeilt sei, sich dort auf einen Tisch geschwungen und eine Pistole abgeschossen habe mit dem Rufe: «Zu den Waffen! Zu den Waffen!» Er muß aber gestehen: «... so sehr ich versuchte, die Geister zu erhitzen, kein Mensch wollte zu den Waffen greifen». Erst das frei erfundene Gerücht, der Hof plane unmittelbar eine Bartholomäusnacht für alle Patrioten, erst der Zwischenfall bei den Tuilerien, erst die mutigen Beispiele der Revolutionäre aus dem Palais Royal brachten einen Stimmungsumschwung.

Waffen werden unter das Volk verteilt, Zollhäuschen und Barrieren angegriffen, niedergebrannt. Die Unheilkette, deren letztes Glied die Erstürmung der Bastille ist, hat begonnen. Waffengeschäfte werden erbrochen, Piken geschmiedet, aus den Heereslagern Tausende von Gewehren verteilt. Der Kommandant Bezenval hält nur noch die fremden Regimenter für zuverlässig.

Aber der erhoffte Abfall der Gardes françaises tritt nicht ein. Nur wenige verlassen heimlich die Kasernen und stoßen zu den Aufrührern. Im Arsenal sollen riesige Waffenmengen lagern. Der Pöbel bricht ein, findet aber so gut wie nichts. Der Geistliche d'Ormesson hält zwei Pulverladungen an, die sich gerade auf dem Weg nach Rennes befinden, beschlagnahmt das Pulver und verteilt es unter das Volk. Ein anderer Priester verrät, daß 38 000 Gewehre im Hôtel des Invalides liegen. Bezenval hatte strikten Befehl, Blutvergießen zu vermeiden. So fielen nicht bloß die Gewehre, sondern auch die gerade von Versailles eingetroffenen Geschütze in die Hände der Revolutionäre.

¹ Michelet, *Histoire de la Révolution française*, Paris o. D., I. Bd., S. 76.

² A. Mathiez, *Die Französische Revolution*, Zürich 1940, I. Bd., S. 66.

³ L. Madelin, *La Révolution*, Paris o. D., 12/3. Aufl., S. 64.

⁴ *Révolutions de Paris, dédiées à la Nation par le sieur Prudhomme*, Paris 1789/90, Nr. 1, S. 3—19.

Die neue Volksarmee, die allerdings mehr einem bewaffneten Mob glich, sollte bald ihre Feuertaufe erhalten. Die Erstürmung der Bastille bot hierzu Anlaß. Obwohl nur zweiunddreißig Schweizer und zweiundachtzig Invalide nebst einigen alten Geschützen mit dürftigen Munitionsvorräten zur Verteidigung zur Verfügung standen, hätte sie wahrscheinlich gehalten werden können. Aber die Unentschlossenheit des Kommandanten, der sture Wille der Regierung, Blutvergießen um jeden Preis zu vermeiden, die geringe Kampfeslust der schon stark revolutionär infizierten Invaliden, besiegelten das Schicksal dieser alten Burg und des französischen Königtumes.

Der Aufruhr des Adels, unter der Führung der Richteraristokratie, hatte dem ehemals absoluten Königtum die richterliche Gewalt entzogen, die Nationalversammlung entriß ihm die gesetzgebende Gewalt, der 12. und der 14. Juli – die Volksbewaffnung und der erste Sieg des Volksheeres über das Königsheer – nahmen Ludwig XVI. auch die ausführende Gewalt weitgehend weg. Der dritte Akt des großen Umsturzdramas war der entscheidende.

Die Zusammenhänge von Armee und Revolution bei der großen Umsturzwelle, die 1848 West- und Mitteleuropa heimsuchte, sollen später eingehender dargestellt werden, so daß wir unmittelbar zu den Ereignissen in Rußland gegen Ende des ersten Weltkrieges übergehen können.

Die vom Historiker geforderte zeitliche Distanz zur Februarrevolution geht uns leider ab, dagegen ist eine schärfere Nachkontrolle und ein besseres Verständnis vorhanden, als es ein stets lückenhaftes bloßes Dokumentstudium jemals bieten könnte.

Der erste Weltkrieg war bis dahin für Rußland ungünstig verlaufen. Zu äußeren, überwiegend militärischen Schwierigkeiten gesellten sich solche, die mehr wirtschaftlicher, sozialer, politischer Natur waren. Die Schwächen des bestehenden Regierungssystems traten eindeutig hervor. Die sozialistische Kritik erhielt damit eine neue, wirkungsvolle Bestätigung. Die lange Dauer eines immer aussichts- und damit auch sinnloser werdenden Krieges setzte besonders dem vom Lande her stammenden bäuerlichen Soldaten zu.¹ «Der Boden für die endgültige Zersetzung der Armee war schon lange vor der Umwälzung vorhanden».² Die Desertion wurde zu einer Massenerscheinung, die Furcht vor der Strafe und das Schuldbewußtsein trieben Unzählige in die Fangarme der Umsturzbewegung.

Auch an höchster Stelle erkannte man die Gefahr. General Chabalow

¹ Briefe aus der Französischen Revolution, übersetzt von G. Landauer, Frankfurt a. M., I. Bd., S. 148.

² Staline et autres, Histoire de la Révolution russe, Paris 1937, I. Bd., S. 44–53.

wurde beauftragt, einen Abwehrplan unter Voraussetzung verschiedener Gegebenheiten zu entwerfen und sein Funktionieren durch Manöver auszuprobieren.¹ Chabalow galt als überaus fähiger Kopf, sein Plan war bis in die Einzelheiten vorzüglich ausgearbeitet, praktisch erprobt worden. Seine Schwäche lag darin, daß er sich zu stark an die Revolution von 1905 anlehnte.

Der Abwehrplan betraf nur die Stadt Petersburg, während in anderen Städten andere Pläne entworfen wurden. Die mittleren und kleinen Städte, das ganze Land und die Front blieben außer acht. Petersburg wurde in sechs Verteidigungsbezirke eingeteilt, die selbst wieder in Rayons zerfielen. Der Oberbefehl lag beim Kommandeur der Gardereservetruppen, denen die Kosakenreiterei und die Truppen für besondere Operationen beigesellt waren. Beim Einsatz sollte eine strenge Reihenfolge beachtet werden: zuerst die Polizei, dann mit Schlagknüttel ausgerüstete Kosaken, endlich Truppen mit Gewehren und Maschinengewehren, letzten Falles leichte und sogar schwere Artillerie.

Chabalow rechnete mit der Neutralität der Front, mit der Treue der Kosaken, mit der weitgehenden Wiederholung des Umsturzschemas von 1905. Alle diese Voraussetzungen trafen nicht zu.

Planmäßig ging zuerst die Polizei vor. Sie war von jeher das Ziel der Abneigung des Volkes gewesen. Doch was vermochten die wenigen hundert Polizisten gegenüber den Zehntausenden und Hunderttausenden? Die Niederlage der Polizei mußte aber den Kampfesmut und das Selbstgefühl der Umsturzleute stärken. Die Polizei voranzuschicken, war bei einem Aufruhr, einem Tumult, einem Krawall am Platze, nicht aber bei einer Revolution.

Polizei und Kosaken haßten einander. Was war daher natürlicher, als daß die Bevölkerung bei den Kosaken Schutz gegen die Polizei suchte und sie damit an sich band? Nur ein Beispiel: ein Polizist hatte eine Frau mit einem Knüttel zu Boden geschlagen. Die Frau wandte sich an einen Kosaken, der sie in Schutz nahm. Daraufhin veranstalteten die Revolutionäre eine Demonstration zu Ehren der Kosaken, jubelten ihnen laut zu, erwiesen ihnen kleine Freundlichkeiten. «Ihr werdet sehen, die Kosaken schießen nicht aufs Volk, es sind das Menschen, keine Bluthunde, wie diese Pharaonen!» ließ ein Unterführer der Revolutionäre vernehmen.

Junge Burschen sprangen unter die Pferde der berittenen Polizei, richteten sich plötzlich auf, so daß ihr Kopf in den Bauch der Pferde hineinschnellte. Die Pferde bäumten sich in Schmerz auf und warfen die Pharaonen

¹ Zit. bei L. Trotzki, Geschichte der russischen Revolution, I. Bd. Die Februarrevolution, deutsch von Alexandra Ramm, Berlin 1931, S. 33.

(Spitzname der Polizisten) wuchtig vom Sattel. Volk und zuschauende Kosaken brachen in schadenfrohes Gelächter aus. Ein herankommender Trupp von Gendarmen wurde mit Steinen, Flaschen, Petarden, Straßenkot, Ziegeln empfangen. Den Kosaken dagegen bot man ein Fläschchen Branntwein, einige Zigaretten, warme Handschuhe an. Der Arbeiter zog vor dem Kosaken seine Mütze ab, auch der revolutionäre Student tat es. «Brüder Kosaken, helft uns doch im Kampf gegen die Pharaonen!» Und zu den Etappentruppen, die gerade heimkehrten, gewandt, sprach der Arbeiter: «Zahlt ihr gerne Pacht und Steuern? Seid ihr gerne Knechte? Wollt ihr warten, bis alles Land unter die Großen verteilt ist? Ohne Wehr und ohne Schutz ist eure Frau daheim! Schließt euch uns an! Dann ist der Krieg zu Ende und das Land euer!»

W. Lenin hatte die Parole ausgegeben: «Die Polizei entwaffnet und zertrümmert, die Truppe dagegen gewinnt! Macht mit denjenigen den Anfang, die euch am fernsten stehen (Flotte, Reiterei, Artillerie), die übrigen stoßen dann ohnehin zu euch!» Das war genial und psychologisch richtig gedacht. Gegen die Polizei setzte er die behende Jugend und kraftvolle Männer ein, beim Heere waren besonders die Frauen und Studenten aktiv. Zu den Artilleristen sandte das Revolutionskomitee Schüler der technischen Schulen und Hochschulen, zu den Infanteriemassen Arbeiter, die erst vor kurzem in die Stadt gezogen waren.

Daneben besaßen die Revolutionäre ihre eigene Armee. Sie bestand aus geheimen Stoßtrupps, aus Fabrikwachen, aus rasch bewaffneten Sportverbänden. Aber diese Kräfte waren numerisch sehr gering, dafür zum Teil hochqualifiziert, für besondere Aufgaben geschult.

Wie erwartet, schossen die Kosaken nicht, dann und wann winkten sie den demonstrierenden Massen und der Arbeitermiliz freundlich zu. Die Artilleristen schwankten eine Zeitlang zwischen Regierung und Revolution hin und her. Durch Untätigkeit, widersprechende Befehle, absolut mangelnde Koordination verscherzte die Regierung noch die letzten Sympathien. Als Tschebykin Proviant für die Regierungstruppen anforderte, stellte sich heraus, daß das entsprechende Lager nur auf dem Papier angelegt war; als die gegenrevolutionäre Proklamation angeschlagen werden sollte, war kein Kleister vorhanden. Als der Westbahnhof besetzt werden sollte, stellten sich die Beamten in den Weg. Die Eisenbahnen unterstützten dem Verkehrsministerium und dieses habe keine Erlaubnis dazu erteilt. Wohl hielt der Ministerpräsident Reden und machte Versprechen; er schien dabei zu vergessen, daß man sich nicht am Vorabend von Wahlen, wohl aber mitten in einer Revolution befand. Mit Worten war den Leuten nicht mehr beizukommen: sie wollten «Brot und Frieden!» Aus der anfänglichen Unschlüssi-

sigkeit der Armee ging alsbald ihr unwiderruflicher Abfall hervor. Damit war der Sieg des Umsturzes gesichert. Einige Truppenteile kämpften einen verlorenen Kampf (z. B. Kadetten, Junker).

Durch die schweren Niederlagen an der Front vorbereitet, durch den teils schicksalhaften, teils verschuldeten Abfall des Heeres gesichert, zog die sozialistische Revolution ins Taurische Palais ein, allerdings nur für sieben Monate, um dann einer noch extremeren Linksbewegung für immer Platz zu machen.

Schluß folgt.

Zur rechtlichen Qualifikation der Haushaltungskassen

Zwei grundlegende Entscheide der eidgenössischen Rekurskommission

In zwei interessanten Entscheiden vom 24. Februar 1948 hat sich die Rekurskommission der eidgenössischen Militärverwaltung über den rechtlichen Charakter der Haushaltungskassen und deren zulässige Verwendungsmöglichkeiten ausgesprochen. Den beiden streitigen Fällen lagen folgende Tatbestände zugrunde:

Im Fall A. hatte der Kommandant einer Tessiner Einheit sämtliche Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die während des Aktivdienstes der Kompagnie angehört hatten, zu einer im Dezember 1945 stattfindenden Erinnerungsfeier eingeladen, bei welcher Gelegenheit ihnen die Erinnerungskarte an den Aktivdienst überreicht wurde. Für die Bezahlung des den erschienenen Wehrmännern gebotenen Essens: 276 Gedecke zu je 5 Fr., gesamthaft 1380 Fr., wurde der gesamte Bestand der Haushaltungskasse aufgebraucht. – Im Fall E. hatte der Kommandant eines Tessiner Zerstörungsdetachements nach Abschluß des Aktivdienstes den Rest der Haushaltungskasse unter die Angehörigen seines Detachements verteilt, und zwar an 293 Mann je 3 Fr., gesamthaft 879 Fr. In beiden Fällen hat das Oberkriegskommissariat die vorgenommene Belastung der Haushaltungskassen beanstanden und von den beiden Kommandanten die Rückzahlung der betreffenden Beträge gefordert.

1. Vorerst war in beiden Fällen Klarheit zu schaffen über die rechtliche Qualifikation der Haushaltungskassen; es war die Frage zu beantworten, *inwieweit* die Mittel der Haushaltungskassen als *Bundesgelder* zu gelten haben, das heißt ob und in welchem Umfang die vom Oberkriegskommissariat geltend gemachte Rückforderung als Anspruch des Bundes zu betrachten sei. Das Dienstreglement, das die Haushaltungskassen in Ziffer 135ff. regelt, gibt auf diese Frage keine Auskunft. Es wurde deshalb das Oberkriegskommissariat gebeten, ein Gutachten darüber zu erstellen, in welchem durchschnittlichen Verhältnis die Bundesgelder und die Gelder der verschiedenen andern Herkünfte der Haushaltungskassen zu einander stehen. Neben der Ermittlung dieser durchschnittlichen Erfahrungswerte wurde das Oberkriegskommissariat auch ersucht, die genaue Zusammensetzung der beiden in Frage stehenden Kassen zu ermitteln. Das Oberkriegskommissariat nannte in seiner Antwort folgende durchschnittliche Verhältniszahlen für 7 Inf.Rgt. (1943) und 20 Einheiten der ganzen Armee (1944):

Bundesgelder	99.50	=	99½ %
Übrige Gelder	—.50	=	½ %